

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 81 (1955)
Heft: 46: Theater

Artikel: Warum ich keinen Zürischüblig mag?
Autor: Freuler, Kaspar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-495103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stallwache

In den zwanziger Jahren war ich an den Münchner Kammerspielen im Schauspielhaus als Regisseur und Schauspieler engagiert. Die Stadt Augsburg hatte während dieser Zeit mit den Kammerspielen einen Gastspielvertrag. Unter anderem wurden auf einem dieser «Abstecher» Ibsens «Gespenster» gespielt. Die Rolle des Oswald war mit dem jetzigen Intendanten der Kammerspiele, Schweikart, diejenige der Frau Alving mit Therese Ghiese besetzt. Ich selber spielte den Tischler Engstrand. Für das Gastspiel in Augsburg war mir die Abendregie, im Theaterjargon «Stallwache» genannt, übertragen. Das heißt, ich hatte für einen ungestörten Ablauf der Vorstellung besorgt zu sein. Es ging denn auch alles gut, bis zum dritten Akt, in welchem ich meinen letzten Auftritt hatte. Im zweiten Akt hat der Tischler Engstrand nichts zu tun. Ich betrat also in realistischer Maske, als heruntergekommener Säufers blaurotlich geschminkt, und mit leise wankenden Schritten, durch eine dünne Sperrholztüre die

Szene, welche Frau Alvings Stube darstellte. Frau Alving, also Therese Ghiese, befand sich in ernstem Gespräch mit Pastor Manders. Als ich eintrat, wandte sie sich mir, das heißt dem Tischler Engstrand, zu. Ich hatte meinen Text mit heiserer Trinkerstimme eben begonnen, als ich bemerkte, daß sich die Gestalt von Frau Alving in eigentümlicher Bewegung befand. Ihr ganzer Oberkörper wirkte wie ein geschüttelter Becher. Ihre Lippen waren dabei krampfhaft aufeinander gepreßt, während es in den Augen von zügelloser Heiterkeit glitzerte. Dies alles entsprach keineswegs der Stimmung des Stückes. Als mir bewußt wurde, daß Therese Ghiese kurz davor war, in schallendes Gelächter auszubrechen, erwachte mein Pflichtgefühl als «Stallwächter». Ich zischte meiner Partnerin, zwischen den Ibsentext rasch eingeschoben, ein böses: «So reiß dich doch zusammen!» zu. Nun wandte sich Therese völlig von mir ab, ließ mich stehen, wo ich stand und flüchtete zu Pastor Manders, den es hinten in

einem Alkoven ebenfalls heimlich schüttelte. Beide standen mit dem Rücken zum Publikum. Ich allein schien noch der ernstesten Problematik der «Gespenster» bewußt zu sein, war jedoch gezwungen, meinen Text nach hinten, gegen die Rücken von Frau Alving und Pastor Manders, zu sprechen. Jeder Schauspieler weiß, wie erniedrigend das ist! Endlich rissen sich die beiden zusammen, und die Szene konnte schlecht und recht zu Ende gespielt werden. Als ich von der Bühne ging, traf ich in der Kulisse auf Schweikart, der ebenfalls hemmungslos lachend dastand. Ich beschwerte mich wütend über diese allgemeine Disziplinlosigkeit. Aber je mehr ich schimpfte, um so mehr lachte er. Schließlich klärte er mich auf: «Wissen Sie denn nicht, warum wir uns so amüsieren? Sie haben vergessen, Ihre Perücke vor Ihrem Auftritt wieder aufzusetzen. Sie sehen aus wie ein Zirkusaffe!» Ich schlich tiefgeknickt in die Garderobe und betrachtete mich im Spiegel. Der untere Teil des Gesichts, mit grauem Schifferbart, war der eines Säufers. Darüber glänzte hell meine intellektuelle Stirne, mit dunkelm, korrekt gescheiteltem Haar!

Max Werner Lenz

Warum ich keinen Zürischüblig mag?

Ich hatte für den «Lohengrin» von jeher eine Schwäche. Sie ist leicht zu erklären, wenn ich sage, daß meine Großmutter dem kleinen Enkelbübchen zu ihren Füßen schon von der wunderschönen Elsa von Brabant und dem silbernen Schwanenritter erzählt hat. Sie hatte in ihrem ganzen 86jährigen Leben nur dieses eine Mal das Theater besucht –

Und nun, als ich mit 17 Jahren in Zürich des Comenius Lehren studierte, da fand ich eines Tages im Tagblatt die Ankündigung des besagten «Lohengrin». Der Sonntagnachmittag sah mich mit Zittern und Zagen erstmals das große Haus betreten – und als Verzauberter kam ich wieder heraus. Der Meister von Bayreuth hatte ganze Arbeit getan und mit ihm am Pult Lothar Kemper. Den Kopf voller Flöten und Geigen wanderte ich über den Zürichberg in das stille Internat hinaus. Das Nachtessen war längst abgetischt. Einerlei – was galt ein Zürischüblig mit Händöpfelsalat in dieser Stimmung!

Doch im kühlen Korridor erschwickte mich der Direktor. Er war ein kleiner, grundanständiger Mensch, der aber unter

der Fuchtel eines bigotten Vorstandes viel zu leiden hatte.

«Kaspar! Ich habe dich nicht beim Nachtessen gesehen – ?»

Kaspar strahlte nur so: «Ich war im Stadttheater, Herr Direktor!»

Es gab eine schwüle Pause. Dann winkte er vielsagend: «Komm ins Büro!»

Im Büro saß ich nun auf dem allbekannten Schandbänkchen des alten Sofas.

«Also im Theater bist du gewesen? Was gab man denn?» («Nie sollst du mich befragen!»)

«Lohengrin –»

Der Direktor schritt ein paarmal hin und her und wiederkäute nach seiner uns längst bekannten Eigenheit; heute würde man an Kaugummi denken.

Dann aber begann die Strafpredigt. Ob ich nicht wisse daß uns das Theater strikte verboten sei, einerlei ob Wagner oder eines dieser miserablen modernen Stücke. Ein für allemal! Und ein Heimbericht lasse sich nicht umgehen, sowenig als eine Bemerkung im Zeugnis. Und zudem sei heute ausgerechnet noch Reformationssonntag!

Die Strafpredigt ist vergessen. Von nun an aber sah ich nur noch die ersten Drei-

viertel aller Opern und Schauspiele ... Während Maria Stuart geköpft und Carmen erdolcht wurde, während man Aïda einmauerte und Franz, die Canaille sich erdrosselte, Tell den Gefrier erschoss und Tannhäuser den Weg zum Venusberg suchte, saß ich mit Weh im Herzen schon an der Internatstafel und kaute den obligaten Zürischüblig mit Händöpfelsalat. Ich mag ihn noch heute nicht.

Kaspar Freuler

Rezentes «Cornichon»

Es war in einer Vorstellung des Cabarets Cornichon in einer kleinen Kantonshauptstadt. Vor mir saß ein Regierungsrat mit seiner Frau. Beide lachten vergnügt. Da kam die Nummer mit dem Herrn Wähli, dem Nationalratsmitglied, das auf Stimmenfang ausgeht. Da fühlte der Herr Regierungsrat offenbar einen Stich, und er lamentierte entrüstet: «Da isch s letscht mol, dan i is Cornichoo gang!» Worauf seine biedere Gattin verwundert fragte: «Worum jetz? Mer gfallts!» Nagelschmied

